Gmundner Stammgeschäft der alten Familie Schleiß und sommersüber in einem Laden an der Ischler Esplanade entdeckt man jetzt diese ganz eigenartige Heimatskunst. Franz Schleiß und seine Frau Emilie, aus der Wiener Schule hervorgegangen, was man an Hoffmann-, Powolny-Reminiszenzen deutlich merkt, sind die eigentlichen und hauptsächlichsten Mitarbeiter der Gmundner Keramik. Kopenhagener Porzellan ist sehr mondän, aber diese Gmundner Bauerntrachtstücke, das alte Kirchgangweiberle, die lieben Salzkammergutkinder mit Tieren in Händen oder in irgendeiner impulsiven lebensvollen Bewegung, eine Krinolinenlinzerin, haben österreichische Seelen. Sie sind voll alten Kunstgeistes und trefflicher moderner Technik. Ihre Stärke und ihr Reiz ist bedingt durch einen Farbenschmelz, der im Ton aufs glücklichste die alten Bauernfarben aufnimmt, in der Weichheit und Ausgeglichenheit den besten und berühmten Mustern — Berlin, Kopenhagen — nachstrebt. Als einer der wenigen freundlichen Züge unserer, der künstlerischen Verarmung und Industrialisierung verfallenen Gewerbetätigkeit sei er ein wenig ans Licht gerückt.

(Wie Mirbeau zu einem Cezanne kam.) In Frankreich sind gegenwärtig die Bilder von Paul Cezanne, die noch vor zwanzig Jahren verachtet und verspottet wurden, sehr gesucht, und Octave Mirbeau, der für den großen Meister schwärmt, erzählt im »Gil Blas«, wie er in den Besitz eines der besten jener Gemälde gelangt ist. »Als ich eines Tages,« schreibt er, »bei meinem Verleger Charpentier war, mußte ich plötzlich einen diskreten Ort aufsuchen. In dem kleinen verschwiegenen Zimmerchen hing ein Bild, das mir ein Meisterwerk zu sein schien. Um es genauer zu betrachten, kletterte ich auf den Sitz und schrie von meinem eigenartigen Throne aus laut auf: »Das ist ja ein Cezanne, ein herrlicher Cezanne!« Man stürzte herbei und suchte die Türe einzuschlagen, denn man glaubte, daß ich verrückt geworden sei oder einen Schlaganfall erlitten hätte. »Was haben Sie denn,« fragte Charpentier, als ich die Türe freiwillig geöffnet hatte. »Wissen Sie, was das ist?« antwortete ich feierlich, indem ich auf das Bild zeigte. »Ein Schund, ein ganz wertloses Bild,« sagte mein Verleger, ohne aus der Ruhe zu kommen, »ein ganz abscheulicher Schund, den Zola von einem offenbar verrückten Menschen bekommen und den er mir angeschmiert hat, wie man einem ein falsches Geldstück anschmiert. Ich habe das Bild schon mehreren Freunden angeboten, aber keiner hat es haben wollen. Einer wollte mich sogar verklagen, wenn ich es ihm schenkte. Da habe ich es auch Rache hier untergebracht.« »Sie sind ein Barbar und ein Böotier obendrein,« sagte ich. »Sie finden das Bild also schön?« unterbrach mich Charpentier; »dann nehmen Sie es sich nach Hause, und ich werde Ihnen dafür noch dankbar sein!« Mirbeau ließ sich das nicht zweimal sagen: er trug das Bild rasch in seine Wohnung, reinigte es gründlich und wurde so Besitzer eines der schönsten Bilder des jetzt so begehrten großen Meisters.

(Rembrandt als Spekulant.) Man weiß, daß Rembrandt im Jahre 1654 sich in schwieriger finanzieller Lage befand, das Haus, das er verschiedene Jahre vorher in der St. Anthony-Breedstraat in Amsterdam gekauft hatte, war noch nicht bezahlt, von allen Seiten hatte er Geld geliehen und seine Gläubiger wurden stets dringender und ungestümer. Schon oft hat man die Frage aufgeworfen, wohin das Geld, das Saskia in die Ehe mitgebracht hat, gekommen ist; Rembrandt selbst wurde für seine Gemälde sehr gut bezahlt, jedenfalls besser als ein anderer holländischer Maler seiner Zeit, auch steht fest, daß er durchaus kein Verschwender gewesen ist, man weiß nur, daß er ein leidenschaftlicher Liebhaber von Kunstgegenständen aller Art war, daß er es liebte, sich mit jeder denkbaren künstlerischen Pracht zu umgeben, und daß er dafür auf den Auktionen große Summen ausgegeben hat. Seine Wohnung war denn auch ein kleines, kostbares Museum. Man hat bis jetzt seine bedrängte Lage, die schließlich zur Zwangsversteigerung seines Hauses und seiner Kunstsammlungen führte, ausschließlich als Folge dieser Liebhaberei betrachtet, wiewohl sie den großen Bankerott des Künstlers nicht genügend erklärt. Jetzt hat sich herausgestellt, daß noch ein anderer Umstand schuld daran war. Dr. Abraham Bredius, der bekannte Rembrandt-Forscher, hat in Rotterdam ein Schriftstück entdeckt, in welchem der Künstler bekennt, »durch Verluste in der Negotie sowie durch Schaden und Verluste auf der See« in die bedrängte Lage gekommen zu sein, die ihn verhindere, seine Gläubiger, darunter auch den Bürgermeister Kornelius Witsen, zu befriedigen. In jener Zeit der fieberhaften Jagd nach Reichtum, wo Handel und Schiffahrt riesenhafte Gewinne abwarfen, beteiligten sich alle Kreise der Bevölkerung an Spekulationen, der Bürgermeister von Amsterdam ebensogut wie Bedienstete und geringe Bürger, und es liegt nahe, anzunehmen, daß sich Rembrandt durch Freunde und Bekannte überreden ließ, sich auf Spekulationen einzulassen. Auf Gemälde und Kunstgegenstände werden sich diese wohl schwerlich bezogen haben, vielmehr waren es die riesenhaften Gewinne, welche der Handel nach Indien damals abwarf, welche ihn verführten, sich an der »Befrachtung« der Indienfahrer zu beteiligen. Auch gibt nach dem Tode des Künstlers der Vormund Titias, der Tochter von Rembrandts Sohn Titus, als den Grund seiner Forderung, nur unter der Wohltat des Inventars Rembrandts Nachlassenschaft für sein Mündel anzutreten, ebenfalls die durch Geschäftsverluste herbeigeführte klägliche Vermögenslage an.

(Fälschungen.) Aus Washington wurde kürzlich nach Paris gemeldet, daß dort in einem alten Hause der Hinrichtungsbefehl für die Witwe Capet, d. h. für die Königin Marie Antoinette, aufgefunden worden sei, und ein Pariser Blatt gab sogar die Photographie des Dokumentes wieder. Auf dieser Photographie war auch die Nummer sichtbar, die dieses Aktenstück in der Sammlung des Nationalarchivs erhalten hatte. Man mußte also annehmen, daß es einem Besucher des Archivs gelungen sei, dieses Papier zu entwenden. Ein Mitarbeiter des »Temps« hat sich aber in das Archiv begeben und konstatiert, daß das Todesurteil der unglücklichen Fürstin dort noch immer unter der Nummer 1358 in dem Glaskasten 121 ausgestellt ist. Der amerikanische Sammler, der das Dokument von Washington erworben hat, ist also durch eine Fälschung getäuscht worden. Er rühmt sich, noch andere interessante Dokumente zu besitzen, die sich auf den Halsbandprozeß beziehen, aber es ist zu befürchten, daß auch sie bloße Nachahmungen oder Fälschungen sind.

(Ein Flugblatt aus dem Jahre 1509.) Neben der Hauptwurzel des Zeitungswesens, dem Briefe, spielt das Flugblatt eine große Rolle in dessen Entwicklung; im Grunde genommen auch ein Brief, nämlich der Bericht irgend eines Mannes an einen Freund über ein wichtiges Zeitereignis, nimmt die Flugschrift doch insofern eine besondere Stellung ein, als die Versender dieser Flugschriften sich schon ziemlich früh der Buchdruckerkunst zu ihrer Verbreitung bedienten. Einer der Fürsten, der sich dieser frühesten Zeitungen zur Förderung seiner Interessen mit besonderer Vorliebe bediente, war Kaiser Maximilian I., der »letzte Ritter«. Eine solcher Flugschriften hat Isak Collijn zu Upsala auf der Universitätsbibliothek entdeckt; es ist die Kopie und Abschrift eines Briefes über die Niederlage der Venetianer im Jahre 1509; er ist aus der Druckerei von Hans Borchard in Hamburg hervorgegangen. Auch die Hamburger Stadtbibliothek besitzt eine solche Inkunabel, die aber nicht aus Hamburg, sondern aus der Mohrenkopfdruckerei in Lübeck stammt. In den Mitteilungen der Stadtbibliothek ist dieser frühe Vorgänger unserer heutigen Zeitungen unter dem Titel »Van dem nedderval der Veneddyer. Zwei niederdeutsche, in Lübeck und Hamburg gedruckte Ausgaben einer Maximilianischen Flugschrift aus dem Jahre 1509. Mit fünf Blättern in Faksimilie« zum Abdruck gelangt. Der Herausgeber Collijn hat die Stellung der Flugschrift in Literatur und Geschichte sehr interessant dargestellt, nur scheint ein Hinweis darauf zu fehlen, daß diese Flugschriften in jener Zeit